

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 22-23

Artikel: Der Greis in der "Wäbern"
Autor: Betz, Louis P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Originalzeichnung von G. Weber, Engstringen.

⇒ Der Greis in der „Wäbern“. ⇐

Von Louis P. Béz, Zürich.

In dem grundgelehrten Buche des ebenso liebenswürdigen wie kenntnisreichen Grazer Litterarhistorikers Anton Schönbach, „Über Lesen und Bildung,“ das sich jeder Buch- und Dichterfreund, der dies schöne Werkchen noch nicht kennt und besitzt, in der neuesten Auflage rasch anschaffen möge, wenn ihm an einem sicheren und weisen litterarischen Berater gelegen, — in Schönbachs Buche, sage ich, bekommen die Zei- tungen, diejenigen, welche sie lesen und — die, welche sie schreiben erst recht, ziemlich unangenehme Dinge zu hören. Auch gute und schmeichelhafte natürlich — jedoch mit schwerwiegenden „aber“ und „leider.“

Da saß ich nun jüngst an einem der herrlichen Herbsttage, mit denen sich der letzte Sommer unseres alten Jahrhunderts so schön und würdig verabschiedete, in meinem Garten. Die Gedanken aber tummelten sich in fernen Gegenden herum, — in vergangenen Tagen, vergessenen Träumen — in einer idealen Welt von Hoffnungen und Idealen, in die uns, Gott sei Dank! zuweilen ein gutes Buch schauen lässt. Ich hatte wieder einmal in Schönbachs „Über Lesen und Bildung“ geblättert und wollte den Band zutappen und suchte nach einem Lesezeichen. Die Blurbüche zu meinen Häupten, die gerade ihre Herbsttoilette mache und ihr abgetragenes Laub abschüttelte, bot mir das Gewünschte. Ein sonnengesengtes Blatt kam dicht neben mir herab gespült. Wie ich mich nun darnach bückte, entfiel meinem Buche ein vergessener Brief, mit dem mir allerdings besser, als mit einem dünnen Blatte gedient war. Der Zufall hatte mich nicht nur ein Buchzeichen, sondern auch ein Dokument finden lassen, das in seiner unbeköhlten schlichten Sprache doch ein beredtes Zeugnis ablegte von dem Guten, das der Zeitungsschreiber, ohne Mühe, Zeit und Kosten, bloß mit seiner Feder, gleichsam spielend, stiftete kann. Was in dem Briefe steht, darf ich nicht verraten; einmal erzähle ich eine wahre Geschichte. Jener Brief ist ein wirklicher, kein erfundener. Und solche private Mitteilungen gibt ein anständiger Mensch nicht so mir nichts dir nichts der Öffentlichkeit preis. Zweitens aber, weil da in einer Weise von Dank, göttlicher und irdischer Vergeltung die Rede ist, die in gar keinem Verhältnis zu der Veranlassung steht, auf die sich diese überschwenglichen Herzenswallungen beziehen. Der diesen Brief geschrieben, gehört eben zu den einfachen Menschen, die alles für bare Münze nehmen und daher auch nicht wissen, daß wir samt und sonders das Gute nicht um des Guten willen thun, sondern lediglich unserer Laune zu Gefallen, oder weil es uns ein inneres Bedürfnis ist, — weil es sich zufällig mit unseren eigenen Wünschen deckt. Fast hätte ich die vergessen, die sich ihre Wohlthaten im Himmel anfreuen lassen . . .

In der Geschichte von dem Greis in der „Wäbern“ nun werden wir erfahren, welche Bewandtnis es mit diesem Briefe hat, wie ich zu demselben kam, und wie ein Zeitungsartikel altes, längst verjährtes Unrecht, halbwegs wenigstens, wieder gut machen kann.

* * *

Unweit vom Dorfe Gonten, zwischen diesem und dem bekannten Gontenbad im innerrhodischen Appenzell, führt ein Fußweg rechts ab über Wiesenland in eine sanft aufsteigende Bergbuchtung, die „Wäbern“ genannt. Auf der ersten Anhöhe derselben, die man von der Landstraße in 10 Minuten erreicht, — wenn nicht gerade die Sonne im Zenith steht — lugt ein Häuschen ins Thal, allem Anschein nach so etwas wie eine Sommerresidenz für kleinere Bierfüßer, für die weltberühmten Appenzeller „Gizzeli“ oder die enormen Schweinemamas mit der allerliebsten, rostigen Ferkelchenschaar. Das könnte es jedenfalls nicht sein, was ich da oben suchte; denn ich spähte nach einer menschlichen Behausung.

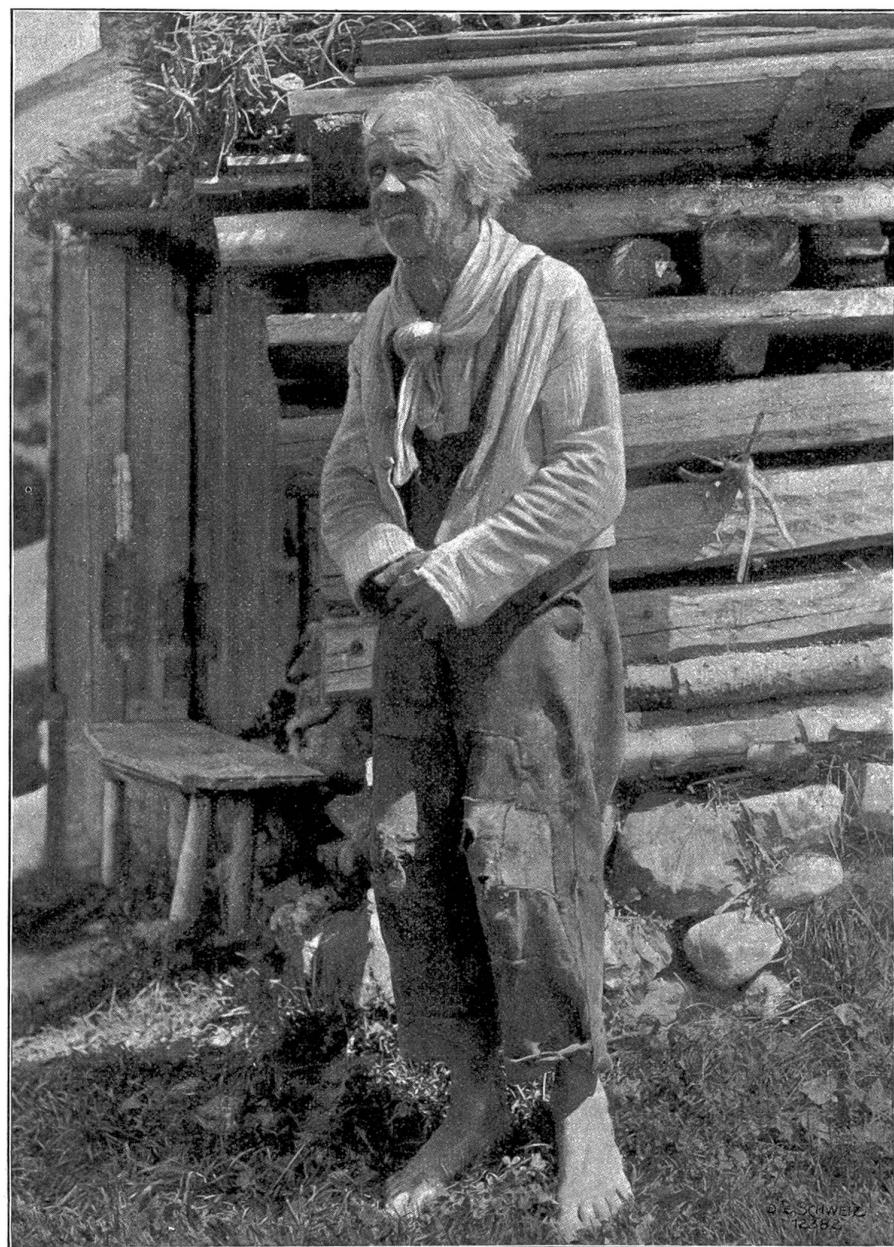
In den „Kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz“, des verstorbenen Zürcher Professors Osenbrüggen, hatte ich von dem schauerlichen Kriminalfall Koch-Magenauer gelesen, der mit der 22. Woche währenden schwersten Kerkerhaft und Folter des unschuldigen Magenauer begonnen und mit der zwei vollen Stunden dauernden Hinrichtung der Schulden, der jungen und schönen Anna Maria Koch endete; also geschehen im Jahre 1849 im Städtchen Appenzell*. Durch einen Zufall war mir nun zu Ohren gekommen, daß Magenauer, der damals ein Burglehne von einigen zwanzig Jahren gewesen, noch lebe und in einer Hütte irgendwo in der Nähe von Gonten ein recht kümmerliches Dasein führe. Den Mann müßte ich aufsuchen und kennen lernen — wer weiß, ob mir je wieder Gelegenheit gegeben würde, solch ein — lebendiges Überbleibsel der guten alten Zeit mit Augen zu schauen. Nicht ohne vieles Herumfragen gelang es mir, Auskunft über den Aufenthalt dieser Kuriostität zu erhalten. Der erste schöne Nachmittag fand mich an der mir genau beschriebenen Berghalde auf der Suche nach Magenauers „Hemed“. — Damit mir der Leser mit Interesse dorthin folge, und nicht achtlos an dem Bilde von dem alten Mann in der „Wäbern“ vorüberblättere, sei hier der kulturhistorisch und menschlich bemerkenswerte Kriminalfall in kurzen Zügen skizziert.

* * *

Damals, also ums Jahr 1849, lebte in Gonten ein bildsauberes Appenzeller Matli, die ebenso schöne, wie arme, 19-jährige Anna Maria Koch. Den kostspieligen heimathlichen Trachtenschmuck, der ihr wundervolles Haar und die stattliche Büste schmückte, war die mittellose Dorf Schönheit dem Goldschmied schuldig geblieben. Als die Abschlagszahlungen allzu lange ausblieben, fing der Gläubiger zu drängen an, bis ihm die Geduld riß und er schließlich bis Fronleichnam Tilgung der Schuld verlangte. Der Festtag kam, das Gontenermädchen hatte sich auch im „Dorf“ sehen lassen — nicht aber beim Goldschmied. Das Unglück wollte es, daß sich auf dem Heimwege gen Gonten zu der von bangen Geldsorgen Gequälten die reiche Magdalena Fähler gesellte, deren mageres, unansehnliches Körperchen mit reichem Silbergeschmeide überladen

*¹) Diese «cause célèbre» hat auch der St. Galler Kulturhistoriker Henne am Rhyn in einer Broschüre erzählt.

war . . . Seit jenem Abend wurde die Fäzler vermisst — bis man einige Tage später die Leiche der Unglücklichen aus einer Teuchelrose (Wassersammler) zog. Niemand dachte anfangs an ein Verbrechen. Ein Fehltritt erklärte alles. Die schwächliche Fäzler war den Abhang hinuntergestürzt und hatte dann im Wasser den Tod gefunden. Weinen und betend verbrachte die Koch, die eine Jugendfreundin der Toten gewesen, die letzte Nacht bei der Leiche. — Da kam es heraus, daß der Schmuck der Fäzler im Dorfe verkauft worden war, und zwar von der schönen Anna Maria. Als diese daraufhin vernommen wurde, klagte sie im „Schrecken-Examen“ ihren eigenen Bräutigam, den J. Bapt. Matzenauer des Mordes an. Von ihm habe sie den geraubten Schmuck erhalten. Die wackeren Herren der Justiz, denen Biehzucht und Feldarbeit befanntere Gebiete als Juristerei und Kriminalpsychologie, glaubten der drallen Person aufs Wort und warfen den jungen Kaminfeuer, der Gott und alle Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld anrief, ins Gefängnis. Und in was für eins! Ich habe sie gesehen, die Appenzeller Dachkerker. Sie befinden sich in den verschiedenen Stockwerken des steil aufsteigenden Daches, das sich über dem bloß zweistöckigen Rathausgebäude erhebt. Eine wackelige Holztreppe führt zur Bel-Etage des Gefängnisses. Man stelle sich drei über einanderliegende Holzspeicher vor, die natürlich nach oben immer enger und dumpfer werden; auf jedem derselben zwei bis drei knapp mannshohe Kisten auf fußdicken Balken gezimmert (anno 1570!) und mit einem vergitterten Loch versehen, durch das Speicherluft und Licht eindringt — und man hat einen schwachen Begriff von der harmlosen Art dieser Gerechtigkeitsmöbel. Etwas weniger menageriemäßig einlogiert sind die, welche in dem an die Hausmauer angelehnten Kasten, genannt „das Kindbettstübli“, untergebracht werden. Hier läßt man nämlich junge Mütter „lediger“ Kinder zwei bis drei Wochen, je nachdem, über kleine Ursachen und unangenehme Folgen nachgrübeln, während der Herr Papa nebenan brummen muß — bis er sich zur Vaterhaft befennit. Dies zum ungestörten Nachdenken ganz vorzüglich geeignete Lokal ist immerhin so übel nicht. Man kann sogar darin aufrecht stehen und seine Hand vor dem Gesicht sehen. Es hat ein kleines Fenster, das Luft und Licht von außen einläßt und auch etwas Aussicht auf den Himmel und das Hügelland gewährt. Im obersten Stock des Estrichs, hart unter dem Dachgiebel, ganz hinten an der Wand in einem dunklen Winkel, steht der kleinste, der schrecklichste Gefängniskasten. Im Winter gliedererstarrende Kälte, — die Holzkäfige sind nicht heizbar, das „Stübli“ ausgenommen — im Sommer ein würdiges, schweizerisches Seitenstück zu den berüchtigten Bleidächern der Lagunenstadt. Und so eng, daß man sich nicht einmal ausstrecken kann. Hier sei indessen schon lange keiner mehr gewesen! Bielleicht war Matzenauer der letzte.



Der Greis in der „Wävern“.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, denen es nicht in den Kopf wollte, sich eines Verbrechens anzuklagen, das sie nicht begangen und es war daher von Alters her das eifrigste Bestreben der hohen Gerichtshöfe, solcherlei Starrköpfigkeit gebührend und mit größter Spitzfindigkeit mürbe zu machen. Erst in neuerer Zeit — vielleicht Spanien, Russland und China ausgenommen — hat man die hochnotpeinlichen Ueberredungskünste beseitigt. In dem romantisch-lieblichen Gebirgshochland am Fuße des Säntis, anno 1849, hielt man noch an der guten alten Sitte fest und so wurde denn auf Matzenauer der Torturapparat losgelassen — einige der Holterbibelots, wie Henkerstuhl, Stierschweif *et c.*, kann man jetzt im Appenzeller „Schloß“ besichtigen — und zwar crescendo, nach allen Regeln altbewährter Folterfinesse. Diese Menschenquälerei dauerte, mit einigen Kunst- und Ruhepausen, hundert und fünfzig Tage — bei Wasser und Brot, meist in dem geschilderten Käfig unter dem Dach. Matzenauer hatte aber nicht nur gesunde Knochen, sondern auch einen harten Schädel und fuhr fort, trotz aller Pein seine Unschuld zu bekennen. — Daß sich die

Koch inzwischen seltsam benahm, aufgeregt herumstieß, fiel weiter nicht auf. Verdacht begann man erst zu schöpfen, als sie in Gegenwart anderer Mädchen an der Mordstätte Krämpfe bekam und in den Wassertobel hinabdeutend ausrief: „Lueget da, lueget da“, während aus ihrem schönen Gesicht Angst und Entsegen starnten. Sonderbar dünktete es auch die Frau Weibel, daß sie sich so oft nach dem Bräutigam erkundigte, nicht etwa nach seinem Befinden, sondern um zu erfahren, ob er noch kein Schuldbekenntnis abgelegt. Als dann die Weibelsfrau einmal, einer plötzlichen Eingebung folgend, herausplatzte: „Um Ende hast Du sie doch umgebracht,“ da soll die Koch totenbläß geworden sein und alle Fassung verloren haben. Sie wurde daraufhin endlich verhaftet und zum zweiten Male „scharf“ verhört. Und jetzt gestand sie ihr Verbrechen. Sie war's, die das schwache Mädchen in den Abgrund gestoßen. Doch das Morden folgte erst noch auf diese Schandthat. Da sie sah, daß sich die Abgestürzte da unten noch rührte, stieg sie hinab, öffnete der mit dem Tode ringenden gewaltsam den Mund und — schauderhaft ist's, die Gräuel auszudenken — tauchte sie so unter das Wasser, — bis das Opfer erstickt war. Diesen von Mädchenhand verübten bestialischen Mord rächte die menschliche Gesellschaft noch bestialischer. Am 3. September 1849 fällte der große Rat das Todesurteil. Nur mit Mühe gelang es vier handfesten Kerlen, die Verurteilte, die sich wie eine Rasende gebordete, vor das hochnotpeinliche Gericht zu schleppen. Einem Stück Vieh gleich, das zur Schlachtkbank gebracht wird, wurde sie auf einen Schlitten geworfen und gefesselt, und dann durch gaffendes Volk eine Viertelstunde weit nach dem Rabenstein geschleift, einem Hügel zwischen Appenzell und dem Weißbad, wo heute schattige Ruhebänke den Wanderer einladen, das gesegnete Thal des friedlichen Hirtenvolkes zu schauen. Jetzt erst begann die gräßliche Henkersarbeit. Zwei Stunden lang, — sage zwei Stunden, wehrte sich das Mädchen mit übermenschlicher Kraft gegen seine Büttel. Das ganze Thal hättte wider von dem Jammergeschrei der Verzweifelten. Endlich gelang es, das Opfer auf den Henkersstuhl zu schnallen. Aber noch entseigtere Szenen sollten folgen. Jedesmal, wenn der Scharfrichter zum tödlichen Streich ausholte, schnelle die Verbrecherin so in die Höhe, daß kein Hals mehr zum Kopfen da war. Landvogt, Henker und Büttel waren ratlos. Man ließ bei dem noch tagenden Großen Rat anfragen, was zu thun sei, und erhielt die furchtbar lakonische Antwort: Das wäre Sache des Scharfrichters. Und von neuem hub ein unmenschlich und unmännlich Ringen mit dem elenden Weibe an. Eine Wöchnerin, erzählte man sich, die weit abwohnte, soll von dem fortwährenden, herzerreißenden Schreien wahnstinnig geworden sein. Schön durfte die Gemarterte hoffen, — denn ein alter Brauch verbietet die Hinrichtung nach Sonnenuntergang — da trat ein greiser Senn hervor und rief, man solle die langen Zöpfe der Koch um einen Stockwickeln und diesen dann — während man den Unterkörper nach unten reiße, — empor schwingen. So müsse der Hals frei werden. Und so geschah es auch. Und die strahlende Freundin des Menschen hat es an jenem Tage noch gesehen, wie der schöne Kopf des Mädchens in den grünen Rasen kollerte und ringsum alles blutrot färbte.

Seit dieser öffentlichen Henkersgreuel hat in Appenzell Innerrhoden, obgleich dort die Todesstrafe noch nicht abgeschafft ist, keine Hinrichtung mehr stattgefunden.

Das ist die trübe Mär von Magenauers Leid und dem erschütternden Ende seiner schönen, schlechten Braut.

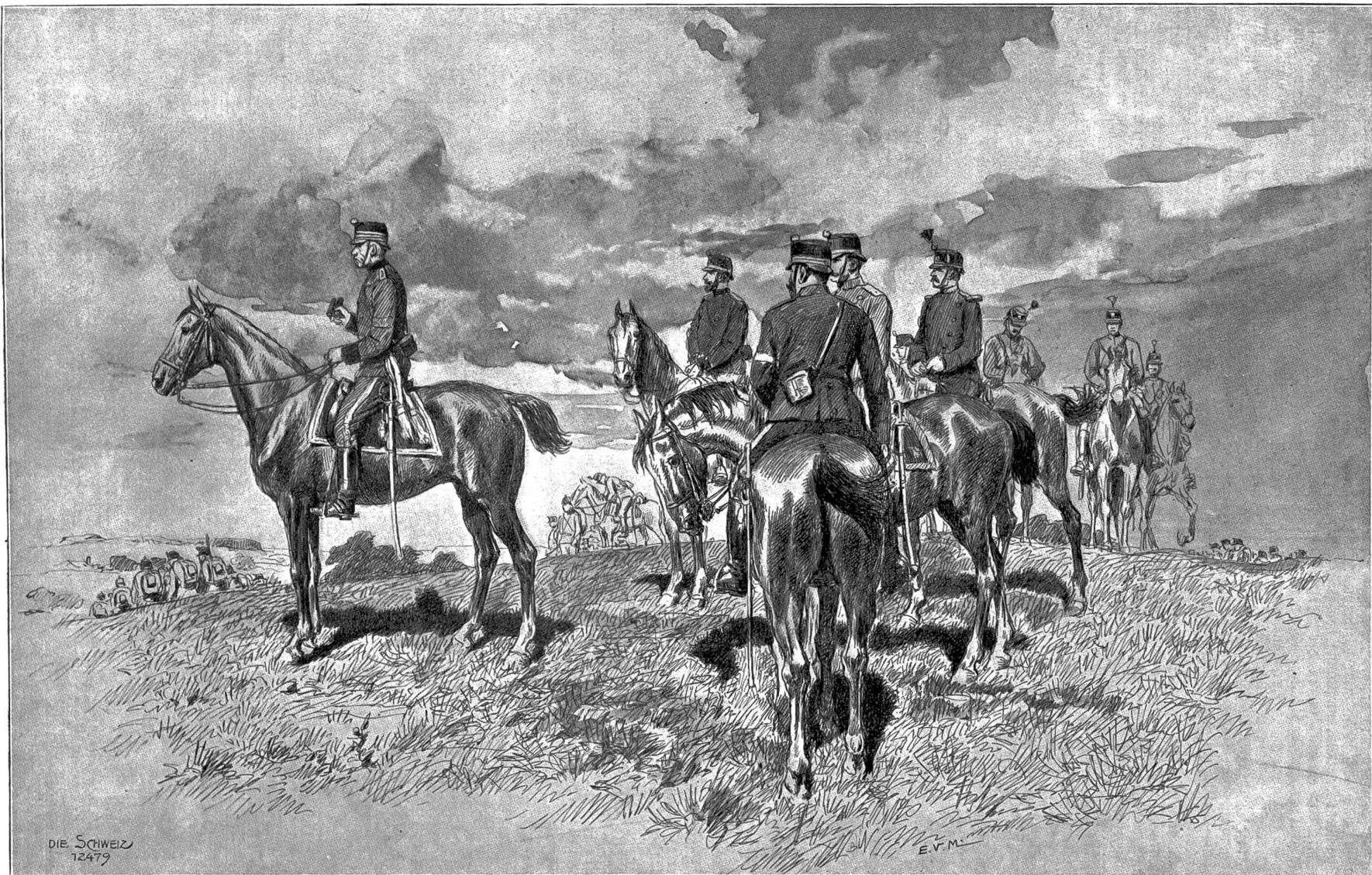
Nicht raffinierte, krankhafte Neugier, nicht die Sucht, das Seltene der Seltenheit wegen aufzustöbern, waren es, die mich bewogen, den Helden dieses unsäglich traurigen Ereignisses aufzusuchen. Nein, — von dem alten Manne wollte ich erfahren, ob und wie der moderne Geist, dem Menschenfolter als etwas Ungeheuerliches erscheint, sich in dem Denken und Empfinden eines Greises abspiegelt, der in seiner Jugend ein allzu spätes Opfer der rohen Rechtspflege vergangener Jahrhunderte geworden — und ausfundichaften wollte ich auch, wie es dem Urmisten späterhin ergangen, ob ihm das Leben und die Menschen das unverschuldet Leiden wieder gut gemacht.

... Während ich vor der niedrigen Hütte stand, die ich für einen Ziegenstall hielt, erblickte ich einen verwitterten alten Appenzeller, der mit zwei gefüllten Wassereimern beladen, etwas wackelig den Fußweg heraufgekrochen kam. Den fragte

ich: Weißt ihr ob „da umenand“ der Magenauer wohnt? „Ja, ja“, feuchte der Alte, dem das Alter schwer geworden, — „das schon, der wird ich wohl selber sein müssen.“ Und auf das Hütchen deutend: „Un do isch mi Hemed.“ Also doch kein Ziegenstall! — Wir traten ein. Daß die Thüre einen Fuß kürzer geraten, als ich, merkte ich erst, als Hut und Kneifer am Boden lagen. Auch die gute Stube war nicht zum aufrechten eingerichtet. Ja, wer die wohl schildern könnte — besonders die darin herrschende Stinkluft. Mir war, als sei ich in das Zwischendeck eines großen atlantischen Dampfers zu den tausend seefranken Auswanderern hinabgestiegen. An den Ofen, der ein Drittel des ganzen Raumes einnimmt, den ich auf 6 Fuß Breite und 7 Fuß Länge schätzte, ist eine schmale Bank gelehnt. Auf diese wollte ich mich setzen, schnellte aber erschrocken in die Höhe, denn der Ofen war geheizt, Mitte Juli, an einem heißen Sonnentage! Das einzige, hochgelegene Fenster, durch das nur spärliches Tageshelle eindrang, geschlossen! Jetzt erst erkannte ich den tiefen Sinn der Scherfrage: Warum ist in Appenzell die Luft so rein und gut? — Weil sie die schlechte nicht herauslassen! — An der einen Wand kauerte, möglichst unbequem auf einer Bank hingestreckt, eine gänzlich paralytische, gichtbrüchige Greisin. Das war Magenauers Frau. Dicht unter der Fensterlücke hockte eine hohlbrüstige, bleiche alte Jungfer ohne bestimmtes Alter über dem Appenzeller Stichkreis. Das war die Tochter, die wohl ihre zwölf oder vierzehn Stunden im Tage zu sticken hatte, um anderthalb Franken, d. h. das tägliche Brot für sich und die beiden Alten zu verdienen.

Der Alte machte sich in einer Ecke zu schaffen, mit seiner Frau konnte man nicht reden, und aus der Tochter brachte man kein Sterbenswörlein und so betrachtete ich mir den Raum und die drei Menschen. Da fällt mir denn zunächst bei Magenauer auf, daß von einer körperlichen Verstümmelung durch die Folter, von der ich irgendwo gelesen, keine Rede sein kann. Auf den nur wenig vom Alter gekrümmten Schultern ein ächter appenzellischer Charakterkopf, den sich Prof. Hansen, der diese Typen so prächtig wiedergegeben, nicht hätte entgehen lassen. Und in dem bartlosen Greifengesicht, in das Jahre, Not und Sorgen kreuz und quer tiefen Durchen gerissen, leuchteten zwei hellblaue klare Augen, die so zufrieden, fröhlich, ja so jung dreinschauten, daß ich mir gleich sagte: dem Manne hat sein Herrgott für die ehrlich und wacker durchgefämpfte Armut und das blinde Gottvertrauen mit der kostbaren Gabe, das Leben mit Humor zu ertragen, gelohnt. — Niemals hörte ich Dürftigkeit und Elend so schlichte, so echte Worte des unerschütterlichen Gottertrauens reden, und nie zuvor sah ich in einem Greisenauge solch schöne Seelenheiterkeit blitzen. Ohne Groll gegen seine Richter und Peiniger, ohne ein hartes Wort gegen die Koch, erzählte er mir von jenen 22 Wochen. Bei der Erinnerung an die Tierchwanzprügelei allerdings schnitt er eine komische Grimasse, indem er sich mit der flachen Hand den unteren Teil seines Rückens streichelte. Gut hätt's nicht gethan, meinte er, und wenns ander Wetter gäb, spür' er's halt schon. Und als ich ihn fragte, ob er denn nicht krank geworden, nach all den Dualen, wie er es ausgehalten 150 Tage lang bei Wasser und Brot, ob er nicht den Mut verloren in dem verpesteten Kasten ohne Lust, ohne Licht. „Freilich, ohne Licht, ohne Licht“, murmelte er da, wie in Gedanken versunken — und die runzelige, dunkelbraune Rechte langsam emporhebend: „S'mues halt von oben abe cho.“ Das war so einfach und natürlich gesagt, ohne himmlisch verdrehte Augen und Pastorenpathos — daß ich den guten Mann erst gar nicht verstand. — „Ja, hat's Euch denn nicht argen Kummer gemacht, daß die Koch eine Mörderin geworden, daß Euch die eigene Braut mit Zug und Trug verklagt hat?“ — „Das schon“ — doch erregt fügte er gleich hinzu — „aber das ist nicht wahr, daß die Koch meine Braut gewesen ist. Ich lüge nicht. Ich bin zu alt zum Lügen“, und dabei fuchtelte er, energisch verneinend mit der Hand in der Luft herum. Wenn ich nur nicht einen seltsamen fast ängstlichen Blick zur Alten in die Ecke hinüber aufgespannt, und wenn der arme alte Kopf der stummen Paralytischen nur nicht noch heftiger gewackelt hätte! Du braver Magenauer! Weißt Du, ich glaub', Du hast der schwerkranken Gefährtin zu lieb — deren schwaches Lebensflackern durch die geringste Aufregung ausgelöscht werden könnte — doch gelogen. Sei beruhigt, die Sünde braucht Du nicht zu beichten, die nehm' ich auf meine Rechnung, zur Strafe für meine rücksichtslose Frage.

Als Magenauer erzählte hatte, was er noch wußte, kloppte



Schweizerische Generalstabsoffiziere.
Für die „Schweiz“ gezeichnet von Evert van Muyden, (Genf) Paris.

ich ihm auf die Schulter und sagte: „Na, mein guter Alter, heut' kann so was doch nicht mehr vorkommen!“ Der aber erwiderte, nachdem er zuvor unglaublich den Kopf geschüttelt: „Das hat mir vor einigen Jahren der Herr Landammann, der mich wegen der Koch-Geschichte ausgefragt hat, auch gesagt. Und da hab ich gefragt: Herr Landammann, nichts für ungut, aber ich glaube nicht. Wenn heute, hab' ich ihm gesagt, ein armer, „wüechter Bue“ und ein schön, jung Maitli vor Gericht müssen, so geschieht gerad das Nämliche. Sie lassen das schön jung Maitli laufen — und der arm wüechter Bueb wird eingesperrt“.

Daß ein unschuldig Gefolterter die gute, alte Zeit, die ihm doch so arg mitgespielt, gegen die neue, aufgeklärte, humane Verteidigen würde, hatte ich mir allerdings nicht träumen lassen. Ich sagte mir, da wird ein Mann mit Grausen an jene schrecklichen Tage zurückdenken, und Gott loben und preisen, daß es ihm vergönnt war, eine bessere, mildere, menschenfreundlichere, dem Armen und Unterdrückten hilfreichere Zeit erleben zu dürfen. Bewahre, nichts von alledem! Und da frage ich mich denn: Beruht unsere moderne Entrüstung über die Härten und Roheiten der Sitten und Gesetze vergangener Zeiten — ganz abgesehen von der fadens und sentimental Gefühlsduselei der Gegenwartisverhimmeln — nicht auch zum guten Teil auf Unkenntnis der damaligen kulturellen Verhältnisse, auf unserer Neigung, kurz zu vergessen, daß zu anderen Zeiten auch andere Menschen lebten!

Keine Minute länger hätte ich es in Mazenauers Faßlentube ausgehalten. Mir wurde ganz elend, der Angstschweiß nähzte die Stirne und in meinem Magen rumorte es

wie damals, als ich die erste Cigarre verpufft. Also rasch adieu gesagt, der alten Frau noch sachte die weiße Hand gedrückt und dann hinaus an die Luft.

Draußen zeigte mir der Alte noch seinen Portalschmuck: ein altes, vermodertes Stück einer Holzstukatur von einer verfallenen Kapelle und daneben, an die Bretterwand genagelt, mit dem „Helgen“ nach Außen — ein Cigarrenkistendeckel! Ich war schon am Fuße des Hügels und hörte noch immer des alten Mazenauers „Vergelt's Gott“.

Seine Jugendtragödie aber und den Gang in die „Wäldern“ erzählte ich kurz darauf den Lesern einer großen Tageszeitung*, der ich über allerlei aus den Appenzeller Bergen berichtete. Ich erwähnte auch noch, daß es dem Alten recht schlecht gehe, daß er ein armer Teufel sei und daß er für die 150 Tage in der Kiste mit Folterzulage keinen roten Heller Entschädigung bekommen. Es wurde ihm bloß gütigst erlaubt, sein „Trostgeld“ zu erbetteln. Kurz, ich habe wohl ziemlich deutlich durchblicken lassen, wie dem Manne geholfen werden könnte — denn die milden Gaben flossen reichlich. Wie groß die Not war, wie rechtzeitig die unerwartete Hülfe kam, wie viel Freude und Glück auf einmal in die niedrige Berghütte einzog, dies und anderes bezeugten die rührenden Dankesbriefe der Tochter. Und eines dieser Dankesbriefe fand ich zufällig wieder, als ich unter der Blutbuche in meinem Garten so schlimme Dinge über die Zeitungen in Schönbachs Buch „Über Leben und Bildung“ gelesen.

Die alte, paralytische Lebensgefährtin Mazenauers ist inzwischen von ihrem Leiden erlöst worden. Das bisschen späte Wohlfahrt hat sie aber noch erlebt. Wer weiß, ob sie nicht ein gutes Wort für die bösen Zeitungsschreiber eingelegt!

Ein Besuch des Edmondo von Amicis bei Jules Verne.

Aus dessen neulich erschienenen Memoiren**).

Ehrreich und unterhaltend ist es, hervorragende Schriftsteller in ihrer Häuslichkeit beobachten zu können, ihre Persönlichkeit, ihr Neuerliches, ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Wenn dann eine solche Schilderung uns von der Hand eines anderen Autors geboten wird, gewinnt sie besonders an Interesse. G. von Amicis ist den Freunden der modernen italienischen

Litteratur längst bekannt durch seine so lebendigen, poetischen und geistvollen Darstellungen der Länder, die er bereist hat; seine Bücher über Holland, Spanien, Marokko und Konstantinopel gehören zu dem Anziehendsten, was die Reiselitteratur darbietet; wenn man auch das Ueberschwängliche mit in den Kauf nehmen muß, das ihm vorgeworfen wird,

*) In den „Basler Nachrichten“, im Oktober 1897.

**) Edmondo di Amicis Memorie. Milano 1900.



Gedekte Schützenlinie.